-Düsseldorfer Sonntagsblatt-

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt

Nr. 15 | Sonntag, den 11. April | 1915

Was die Feldgrauen erzählen.

Aus persönlichen Schilderungen.

1. Die Feuertaufe im Schrapnellregen.

Es war im heißen August 1914. Wir hatten in tagelangen mühevollen Märschen, die große Anforderungen an Menschen und Tiere stellten, den westlichen Zipfel des Regierungsbezirks Trier und das Großherzogtum Luxemburg durchquert. Bei Roodt überschritten wir am 21. die belgische Grenze, wo das Bataillon nachts in Traimont die erste Ortsunterkunft auf feindlichem Boden bezog. In den letzten Tagen war allerdings mehrfach ferner Kanonendonner an unser Ohr gedrungen, doch dachte noch niemand, daß wir uns starken feindlichen Infanteriekräften gegenüber befänden. Es hieß im Gegenteil immer, daß bis jetzt nur Plänkeleien mit französischer Kavallerie stattgefunden hätten. So kamen wir am 22. vormittags nach Neufchateau. In den Straßen war mehrstündige Rast. Die Einwohner zeigten sich sehr freundlich und stellten Wasser heraus, aber wir sollten sie nach wenigen Stunden schon von einer andern Seite kennen lernen. Kurz nach 12 Uhr wurde zum Weitermarsch angetreten. Da, gleich beim Verlassen der Stadt, erhielt die Marschkolonne von 3 Seiten konzentrisches Feuer, die Begrüßung durch die Herren Franzosen. Unser Reserveregiment marschierte an der Spitze und kam daher zuerst ins Feuer. Ich hatte zunächst nur das Gefühl großer Neugierde, den Gegner einmal von Angesicht zu Angesicht sehen zu können. Es dauerte aber noch eine Stunde, während der sich unser Bataillon als erste Gefechtsgruppe zu beiden Seiten der Straße entwickelte, bis wir die Herren „Rothosen" zu sehen bekamen. Von den berühmten roten Hosen sahen wir übrigens diesmal nichts, denn uns gegenüber befand sich französische Marineinfanterie in gleichfarbiger blauer Uniform (Mantelrock und Hose). Der Feind griff über einen Höhenkamm, anschließend an einen langgestreckten Waldsaum, unsere Schützenlinie an. Im Handumdrehen befanden wir uns im heftigen Feuergefecht, in dessen Verlauf nun auch wir sprungweise zum Angriffe übergingen und zwar fast ohne jeden Verlust.

Bis jetzt hatten wir nur mit Infanterie zu tun. Dann mischten sich von den Flügeln her auf beiden Seiten die Maschinengewehre mit ihrer scharfknatternden Musik in den Gefechtslärm. Wir machten gleich die Beobachtung, daß unsere ein bedeutend lebhafteres Feuer unterhielten. Plötzlich aber wurde es sehr ernst. Von fern her erfolgten kurz hintereinander mehrere dumpfe Schläge, ein heulendes Singen kam näher und näher und dann über uns ein betäubender Schlag: Schrapnells! Es prasselte um uns herum, und leider hatte schon der erste Schuß eine Anzahl Treffer. Das erste Gefühl war furchtbar niederdrückend; man sieht sich einem Gegner ausgeliefert, den man nicht mit der eigenen Waffe bekämpfen kann, weil er gänzlich unsichtbar ist. Glücklicherweise kamen auch eine große Anzahl Blindgänger, und schließlich hatte man sich wieder in der Gewalt, und die Gewöhnung zeigte

Kapitänleutnant von Mücke,

der Führer der Emden-Mannschaft auf der „Ayesha", mit türkischen Offizieren nach der glücklichen Landung in Hodeida am Roten Meer.

schon nach einer Stunde auch in dieser Lage ihre mildernde Wirkung. Immerhin dauerte es noch Stunden, bis wir uns, auf dem Bauche kriechend, so nahe an die französische Infanteriestellung herangearbeitet hatten, daß die feindliche Artillerie ihre heulenden Grüße nicht mehr herübersenden konnte, wollte sie nicht die eigenen Truppen gefährden. Aber wir atmeten doch erleichtert auf, als diese dröhnenden Explosionen der Geschosse über uns aufhörten.

Und dann kam die schönste Erinnerung: unser erster Sturmangriff! Von rückwärts kam die Meldung, daß frische Kräfte einschieben würden. Wir hatten kaum durch den Lärm des Gewehrfeuers unserm Hauptmann zugeschrien: Verstärkungen kommen! Da kam der langersehnte Gegenruf: Seitengewehr pflanzt auf! Nun aber ging der furor teutonicus mit dieser Mannschaft los, die doch aus lauter Reservisten und Landwehrleuten bestand: Ohne die einschiebenden Verstärkungen oder den Befehl zum Angreifen abzuwarten, erhob sich die ganze Linie wie ein Mann, die Hörner gellten ihr „Kartoffelsupp", „Kartoffelsupp", die Tamboure schlugen wie rasend Sturm, und aus 150 Kehlen erhob sich ein einziger Schrei, nein, ein übermenschliches Gebrüll: Hurra! Und immer wieder Hurra! Und wieder im atemraubenden Laufen: Hurra! Und nun unsere Gegner. Sie hatten sich tapfer geschlagen, wenn auch etwas planlos geschossen. Aber bei dem Aufpflanzen der Bajonette faßte sie doch die schlotternde Angst: ein paar vereinzelte heftige Schüsse, dann jagte die ganze Linie in wilder Flucht davon.

Hier sah ich zum ersten Male die Illustration des Wortes: Panik! Vergebens bemühten sich einige Offiziere, die denn in unsere Hände fielen, die Weichenden zum Stehen zu bringen, in rasendem Laufe suchte sich jeder in Sicherheit zu bringen, es war kein Halten mehr.... Wir hatten gesiegt!

leider dem Befehle zum Zurückgehen in eine sichere Aufnahmestellung gegenüber den übermächtigen französischen Kräften folgen. So kam es zum Rückmarsch von der Marne.

Ungestüm drängten jetzt die Rothosen nach. Sie wähnten sich schon in ihrem unverbesserlichen Optimismus als endgültige Sieger, sie sahen unsere von strategischen Rücksichten diktierte freiwillige Rückwärtsbewegung als Flucht an. Eins muß hier aber Anerkennung finden: ihre Artillerie, die versuchte mit allen Mitteln durch unablässiges Feuern die Moral unserer Truppen zu erschüttern. Ihr Feuer war wohlgeleitet, es zwang uns öfter, streckenweit die Straße zu verlassen und in geraumem Abstand von ihr den Marsch über die Felder zu nehmen. Wenn es gar zu toll wurde, dann deckten uns unsere Schwarzkragen, und jedesmal mit gutem Erfolg.

Wir lagen am 16. September hinter Chalons als Nachhut unseres Korps. Die Kompagnie hatte zusammen mit einer Batterie Feldartillerie den Auftrag, den weiteren Abmarsch zu decken. Das Nachtlager wurde am nördlichen Rande einer Waldlichtung bezogen. Nach Süden lagen 250 bis 300 Meter Wiese, dann kam wieder Hochwald und jenseits desselben freies Feld. Übermüdet von den Marschanstrengungen des Tages waren wir eingeschlafen, als gegen 12 Uhr die ausgestellten Posten meldeten, daß große feindliche Infanteriemassen zum Angriff schritten. Unsere Vorposten zogen sich feuernd in unsere Linie zurück. Im Nu hatten wir unseren Waldsaum besetzt. Maschinengewehre und Geschütze in Stellung gebracht und harrten nun des Gegners. Es war ausdrücklich bestimmt worden, daß auf den Feuerbefehl gewartet werden müsse.

Mit einem Male wurde es vor uns lebendig. Aus dem gegenüberliegenden Waldstück heraus trat eine lange Menschenmauer,

Aus den unterirdischen Felsenwohnungen in der Champagne, die unseren Truppen einen feuersicheren Unterschlupf bieten.

Zitternd vor Freude und atemlos riefen wir uns gegenseitig immer wieder zu: wir haben gesiegt! und unsere dröhnenden Hurrarufe trieben den Gegner aus dem Walde, über die Höhe, ins jenseitige Tal und wieder die andere Höhe hinauf. Es war kein Zweifel mehr: auch wir hatten in den altpreußischen Ruhmeskranz ein neues Blatt gefochten, denn soweit der Blick reichte, überall fliehende Feinde und eine einzige unaufhaltsam vorwärtsdrängende feldgraue Mauer!

Die erstürmte Stellung war mit Toten und Verwundeten besät, und später tat die feindliche Artillerie noch ein übriges und schoß Granaten auf Granaten hinein, die uns nicht mehr erreichten, aber noch manchem verwundeten Franzosen den Tod brachten. Es waren schreckliche Bilder...

Und dann kam die Nacht. Neue Regimenter zogen nach vorn, alle mit einem einzigen Lied, immer wieder: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

II. Ein nächtlicher Waldkampf hinter der Marne.

Unvergleichlich waren diese Tage der ersten Siege mit ihren überwältigenden Erfolgen. Die Armeen der Franzosen, Engländer und Belgier wälzten sich rückwärts, immer weiter rückwärts, es gab kein Halten mehr. Besser als jede Schilderung sprachen die Armeebefehle des französischen Generalissimus, die später in unsere Hände fielen, dafür, bis zu welchem Grade der Geist der Auflösung damals die stolzen Heere der Republik und ihrer Verbündeten ergriffen hatte. Die Regierung floh nach Bordeaux, denn schon stellten die v. Kluckschen Ulanen ihre Pferde auf der Rennbahn von Chantilly im Norden der Seinestadt ein. Östlich hatten unsere Feldgrauen die Linie der Hauptstadt bereits überschritten bei Montmirail und Coulommiers im Marnebogen ... Das Ende schien nahe. Da mußten unsere tapferen Truppen

im ungewissen Licht des Mondes blitzten Waffen auf, Stimmengemurmel schwoll an, bald hörten wir deutlich das siegesgewisse En avant! En avant! Jetzt konnte man bereits einzelne Gestalten unterscheiden, dann waren die Heranstürmenden nur noch 50, 20 Schritte von uns entfernt ... und nun scharf wie ein Peitschenknall: „Feuer!" Ein donnernder Schlag die ganze Linie entlang, noch einer und noch einer ... vor uns gellende Aufschreie ... dann jagt der Überrest der Anstürmenden in langen Sätzen zurück, wieder in den schützenden Wald hinein!

Der Ansturm war abgeschlagen. Doch bald bekamen wir neue Arbeit. Hell schmetternde Clairons riefen im jenseitigen Walde die Franzosen aufs neue zum Sturm. Noch einmal und dann sogar zum dritten Mal setzte der Feind zum Angriff an, aber jedesmal mit dem gleichen für ihn so blutigen und unglücklichen Ergebnis ... Die menschliche Mauer brach in unserem Feuer zusammen!

Als der Morgen graute, bot die Wiese zwischen den beiden Waldstücken ein entsetzliches Bild. Da lag Franzose neben Franzose, an manchen Stellen gleich zwei und drei übereinander, Tote wie Verwundete. Und dazu das Jammern und Stöhnen der Verwundeten, der Ruf der Sterbenden nach Wasser ... es war gut, daß wir gleich weitermarschierten, aber noch manchmal kamen uns die schrecklichen Bilder des nächtlichen Waldkampfes wieder ins Gedächtnis.

III. Ein „Schlachtfest" vor Antwerpen.

„Schön ist ein Zylinderhut, wenn man ihn besitzen tut", sang mein Kamerad Lehmann aus Berlin, unser allbeliebter Kompagniespaßmacher, dabei warf er einen sehnsüchtigen Blick auf eine ganze Herde fetter Borstentiere, die sich vor unseren Augen auf einem Bauernhof grunzend und nach Futter suchend, herum-

trieben. Wir arbeiteten uns in diesen Tagen näher an den äußeren Fortgürtel von Antwerpen heran, und unsere Kompagnie bekam das geräumige Bauerngehöft für die nächsten Tage zum Standquartier angewiesen. Zu unserer Überraschung fanden wir keinen Menschen vor, der irgend einen Besitztitel auf das große Anwesen beansprucht hätte. Der Besitzer hatte das Feld geräumt, wahrscheinlich aus Furcht vor der Beschießung. Das Rindvieh lief laut blökend, die Kühe mit strotzenden Eutern, auf einer Weide umher und im Hofraum grunzten etwa 30 herrenlose Schweine.

Da uns das Schicksal offensichtlich hier zu Rechtsnachfolgern der früheren Besitzer eingesetzt hatte, molken einige sachverständige Landwirte zunächst die Kühe. War das nach dem mulmigen Wasser der letzten Tage wieder mal ein herrlicher Trank! Doch es zeigte sich auch hier, daß der Genuß den Charakter verdirbt. Lehmann murmelte immer in seinen Bart hinein und besah im Hofe die Schweine wie ein Handelsmann von allen Seiten, befühlte auch mal eins und knurrte schließlich, daß es eine Schande sei, wenn so was nutzlos verkomme. Nun erfordert die Wahrheit das Eingeständnis, daß besagtes Schweinevieh auf mich durchaus nicht den Eindruck machte, als wenn es am „Verkommen" gewesen wäre, aber in mir stiegen lockende Bilder von einem duftigen Schweinebraten auf ... Trotzdem, es geht nicht, requirieren auf eigene Faust ist strengstens verboten. Meinem Freunde Lehmann gebührt das Verdienst, uns aus diesem Dilemna einen gangbaren Ausweg gezeigt und zugleich seine Befähigung für den bekannten Beruf der Rechtsanwälte nachgewiesen zu haben. Er führte aus: Jemand etwas wegnehmen, ist im Kriege nicht erlaubt, aber wo niemand ist, da kann auch keinem etwas weggenommen werden und wo niemand ist, da hat sogar der König von Belgien das Recht verloren ...

Wer hätte sich solchen Gründen entziehen können? Und vollends welcher Soldat, wenn er 14 Tage lang einmal Reis-, das andere Mal Griessuppe gegessen hat! Nun sind diese Suppen zwar unbestritten Delikatessen, zumal in der mustergültigen Bereitung durch eine königlich preußische Feldküche, aber das Gesetz der Abwechslung hat auch beim Soldatenmagen Geltung. Um es kurz zu machen: eine Viertelstunde später hatten Lehmann und ich das größte der Borstentiere in eine abgelegene Ecke des großen Hofgartens getrieben. Das Tier folgte uns auch in seiner arglosen Dummheit und als es schließlich merkte, daß der Ausflug nach unserer Bestimmung letzten Endes in unsern Magen führen sollte, da war es zur Umkehr schon zu spät; denn Lehmann war gelernter Schweinemetzger! Darf ich unter Diskretion noch mitteilen, daß etliche Stunden später noch zwei der Kameraden des Hauptschweines diesem auf seinem Leidensweg folgen mußten? Daß am andern Tage in großen Kesseln ein Bruzzeln war, wie in einer Hofküche, daß jeder Mann nicht nur seinen Braten mit Wurst erhielt, sondern nach das Kochgeschirr halb gefüllt mit köstlichem Schweineschmalz, mit Zwiebeln und Äpfeln herrlich bereitet?

Dann darf ich aber auch nicht verschweigen, daß unser Oberleutnant und Kompagnieführer ein schweres Donnerwetter nach dem andern uns an den Kopf warf, als die Geschichte „ruchbar" wurde (er war dem verlockenden Bratenrüchlein nach in die Küche geraten und hatte die Bescherung entdeckt). Er erklärte die Lehmannsche Auffassung vom Begriff der „Requisition" als durchaus unzulässig, stellte uns sämtliche Strafen des Mittelalters in Aussicht, falls so eine „Schweinerei" nochmal passiere und ließ schleunigst mit den übrigen Ferkeln eine Inventuraufnahme zur Verhütung weiteren Abganges veranstalten. Als wir aber später an der Nethe gegen die „Marinetommys" im Schützengraben lagen, und die Verpflegungszufuhr einmal stockte, da fragte unser Herr Oberleutnant mit einem lächelnden Augenzwinkern: „Hat noch jemand von dem leckeren unvorschriftsmäßigen Schweineschmalz?" Und Freund Lehmann strich seinem Vorgesetzten behaglich lächelnd eine Reihe von Schmalzstullen!

IV. Heiteres vom Belagerungskrieg.

Die südöstlichen Forts der äußeren Befestigungslinie von Antwerpen hatten schon von der Sprache unserer schweren Artillerie das Antworten vergessen. Die Infanterie nahm sie der Reihe nach ein, und uns wurde als ferneres Arbeitsfeld der Nethe-Abschnitt zugeteilt. Der Gegner, zuerst Belgier, setzte uns in den ersten Tagen im gegenseitigen Schützengrabenkampfe hartnäckigen und tapferen Widerstand entgegen. Als er aber von einer Position immer wieder weiter zurück in die andere geworfen wurde, da schien in den Truppen der Mut völlig zu erlahmen. Wenigstens machten wir beim Nehmen eines feindlichen Schützengrabens, dessen Besatzung sich ausnahmslos ergab, eine merkwürdige Beobachtung. Die abgelegten Gewehre der Belgier trugen größtenteils ein kleines Stück Schnur am Abzug. Es ging uns nach dem Buschvers: Der Jüngling sieht den Grund nicht ein! Einer der tapferen Landsoldaten seiner belgischen Majestät zeigte uns dann Zweck und Ziel dieser Vorrichtung.

Sie ermöglichte es nämlich den Schützen, das Gewehr auf den Grabenrand zu legen und zu feuern, ohne sich dabei der noch obendrein gefährlichen Unbequemlichkeit des Zielens aussetzen zu müssen! „Et is niet so gefahrliet", meinte einer der Gefangenen, offenbar ein Ulane, wir aber wollten uns alle fast ausschütten vor Lachen über diese „vorsichtigen" Vaterlandsverteidiger.

Eines Tages, wir hatten die Nethe eben unter scharfem Artilleriefeuer überschritten, fanden wir die Herren Vettern von der andern Seite des Kanals vor uns, die sagenhaft berühmte Marinebrigade Mister Churchills. Wir warfen sie an diesem Morgen aus zwei hintereinanderliegenden Positionen. Gegen Mittag kam das Gefecht zum Stehen. Es wurden nur einzelne Schüsse hinüber und herübergewechselt. Vor uns, in etwa 500 Metern Entfernung, lag halbrechts eine Fabrik. Es schien uns so, als wenn eine ganze Anzahl unserer Gegner diese besetzt hielt. Einer unserer Züge war, gedeckt durch einen Straßendamm, schon ziemlich nahe an diese Fabrik herangekommen und lag jetzt mit Feuerpause unweit davor im Gelände. Unser Kompagniechef sah deshalb die Möglichkeit, durch einen überraschenden Angriff den Stützpunkt des Feindes in unsere Hand zu bekommen. Und alles ging nach Wunsch und 5 Minuten später waren wir Herren der Fabrik, die aber zu unserer größten Verwunderung nicht in Verteidigungszustand gesetzt worden war. Nein, die Herren Engländer hatten auf langen Tischen ein Mahl angerichtet, wie wir es lange nicht mehr gesehen hatten: Kakao, Büchsenfleisch, Käse in mehreren Sorten, Ölsardinen usw. usw. Es war zwar nicht für uns bestimmt, aber wir haben uns diese Herrlichkeiten dennoch ganz ausgezeichnet schmekken lassen. Es wird den Ölsardinen auch wohl gleichgültig gewesen sein, ob sie in unsern oder in englischen Mägen enden mußten. Den Marinetommys war es ja nicht egal, das merkten wir später, als sie viermal hintereinander versuchten, sich wieder in den Besitz der Fabrik und damit ihrer Futtervorräte zu setzen. Es gelang ihnen nicht und sie mußten an diesem Tage ohne Corned beaf zu Bett gehen. Andern Tages sandte sie ihr Herr und Meister dann in die Inselheimat zurück, denn am Tage drauf fiel Antwerpen, das unbezwingliche, in deutsche Hände.

Ein Feld-Telephon im Schützengraben.

V. Auf Requisition.

Es ist eine alte Binsenweisheit, daß der Deutsche den Franzmann zwar nicht liebt, daß er aber seine Weine gern trinkt, das hat uns auch dieser Krieg wieder bestätigt. Zwar war von oben herunter angeordnet worden, daß auf weises Maßhalten auch beim Weingenuß gesehen werden müsse und vorhandene Bestände vornehmlich für ärztliche Zwecke aufzuheben seien. Bedingt durch die unregelmäßige Ernährungsweise kamen hin und wieder Erkrankungen der Verdauungsorgane vor. Da tat besonders der französische Landrotwein wahre Wunder. Und je älter der Jahrgang, um so besser. Das hatten unsere Feldgrauen bald genug heraus und aus dieser Erkenntnis war denn auch wohl die Erscheinung herzuleiten, daß die Klagen über den Durchfall sich häuften und demgemäß auch das Bedürfnis nach Wein zu „Arzneizwecken". Doch immer war er nicht zu haben; oft genug verliefen unsere Requisitionen ohne jeden Erfolg.

Ein gelungener Vorfall ist mir dabei im Gedächtnis geblieben. Wir hatten in C. als Requisitionskommando beim Maire vergeblich nach Wein gefragt; ich erhielt zur Antwort nur ein stummes Achselzucken. Dabei blickte er mir aber doch ziemlich nervös nach, als ich mit 2 Mann im Keller verschwand, während er selbst mit Kowalski, unserm braven Landwehrmann aus dem Kohlenbezirk, oben stehen blieb. Zwischen den Beiden, ich hörte mit Verwunderung, daß Kowalski nicht nur deutsch, polnisch und westfälisch Platt, sondern auch französisch sprach, entspann sich bald eine Unterhaltung, der wir unten mit viel Vergnügen lauschten. Kowalski fragte mit immer mehr anschwellender Stimme, aus der schlecht verhaltener Zorn herausklang: „Musjeh, düwäng?", worauf der Dorfgewaltige, zuletzt auch immer lauter schreiend, immer nur mit „Pas du tout, mousieur!" antwortete, bis Kowalski mit dem Kernworte des weiland Götz v. Berlichingen diese ergebnislose „Aussprache" beendete. Währenddessen war unsere Untersuchung des Kellers mit einem andern Ergebnis verlaufen. Im ersten Moment entdeckten unsere Späherhaufen allerdings nur ein großes Regal leerer Steinflaschen in der einen Ecke. Als wir aber an einer Stelle mißtrauisch die äußere Schicht entfernten, da zeigte sich unter der unscheinbaren Hülle der edle Kern. Wir beluden uns mit 35 „Rotgesiegelten" und stellten dann das Versteck wieder her. Ich sehe aber noch heute, wie in Kowalski's Angesicht bei unserem Erscheinen ein Schmunzeln von einem Ohr zum andern lief, nur der Maire lachte nicht. Als wir uns aber wortlos entfernen wollten, da erinnerte uns doch schnell: „Oh, mousieur, le bon!" Ich gab ihm also seinen Schein, ordnungsmäßig ausgefüllt, obwohl Kowalski vorschlug, ich sollte „gutt für eine Tracht Priegel" schreiben. Und der Herr Maire verstand sich sogar dazu, mit einem Bückling sein „merci, mousieur!" zu stottern.

Deutsche Husarenpatrouille sucht ein russisches Bauernhaus nach versteckten Russen ab.

VI. Die merkwürdige Tabakbeute.

In einem alten Kalender fand ich vor Jahren einmal einen begeisterten Hymnus auf den Tabak, damals kam mir dieses Loblied etwas überschwänglich vor, doch dieser Krieg hat dem alten Tabakverehrer recht gegeben. Er ist den Truppen so notwendig, wie das liebe Brot; ja, andere gehen so weit zu behaupten, daß man es schließlich wohl 24 Stunden ohne Brot aushalten könne, aber viel schlechter noch ohne Tabak. Wer die simulierende Wirkung einer Zigarre, Pfeife oder Zigarette bei großen körperlichen Anstrengungen erprobt hat, der weiß, warum unsere Feldgrauen so oft nach Rauchmaterial verlangen.

Wir lagen am Yserkanal in langen Schützengräben und zwar zu Beginn der jetzt noch andauernden Kämpfe um den endgültigen Besitz der Küste. In unserem Zug herrschte in diesen Tagen allgemeiner Tabakmangel. Den einzigen Rauch verursachten die vor und hinter uns einschlagenden englischen Schiffsgranaten, aber dieser Rauch war nach Art des Schwefeldampfes und so stinkig, daß wir regelmäßig die Nase tief in den Sand gruben, sobald so eine Stinkbombe in der Nähe einschlug. Mit dem Einbruch der Dämmerung ging eine Patrouille von uns los in eine seitlich liegende Ortschaft. Sie hatte außer dem Erkundungszweck von jedem Einzelnen unter uns feierlichst die Verpflichtung auf die Seele gebunden bekommen, unter allen Umständen Tabak herbeizuschaffen. In einer halben Stunde waren die Kerle wieder zurück und richtig — ein allgemeiner Jubelsturm brach los — einer brachte in Sackleinwand verschnürt ein großes Paket Tabak mit, mindestens 30 Pfund! „Anscheinend echt englischer Shag", meinte der anführende Gefreite, der die kostbare Beute in einem verlassenen Laden hinter der Tür gefunden hatte. Es dauerte auch keine 5 Minuten, da brannten etwa 50 Pfeifen allen Kalibers.

Auch ich hatte eine kleine Holzpfeife in Brand gesetzt. Aber merkwürdig, der Tabak schmeckte so süßlich-beizend, daß mir fast übel davon wurde — und das will bei einem alten Raucher doch schon viel heißen. Auch den andern schien die Geschichte etwas „anrüchig" vorzukommen, wenigstens meinte mein Nebenmann sachverständig, das Zeug scheine nicht feucht genug zu sein, Shag müsse immer ziemlich feucht geraucht werden. Ich versuchte mein Heil mit einer neuen Pfeife, aber ich mußte bald aufhören, weil mein Magen zu revoltieren begann und das Bestreben zeigte, den an diesem Tage ohnehin knapp bemessenen Inhalt wieder an die Luft zu setzen. Mir schien, daß zwischen seinem Benehmen und meiner Shagraucherei ein ursächlicher Zusammenhang bestehen müsse. Und den andern, von einigen Unentwegten abgesehen, mußte es wohl eben so gehen wie mir, denn langsam erlosch eine Pfeife nach der andern. Der dämmernde Morgen sollte des Rätsels Lösung bringen, die bei der ganzen Kompagnie brüllende Heiterkeit erweckte: Der Tabaksack enthielt nämlich keinen echt englischen Shag, dafür aber — e c h b e l g i s c h e s S e e g r a s! Glücklicherweise erreichte uns noch an diesem Vormittag die Feldpost mit verschiedenen Tabaksendungen, deren Genuß uns die ausgestandene Qual des Vorabends bald vergessen machte.

Der Einfluß des Krieges auf das wirtschaftliche und geistige Leben.

Von T. Kellen

(Schluß.)

Man kann wohl sagen, daß der Krieg einen n e u e n d e u t s c h e n I d e a l i s m u s d e r T a t gezeitigt hat. Entschlossenheit und Zuversicht beseelten das Volk, ein unbedingtes Vertrauen auf den Sieg der guten Sache, ein Glaube an die Ideale schloß alle zusammen.

Bei Beginn des Krieges herrschte eine so große Begeisterung, daß viele, die zu jung oder zu alt oder zu schwächlich für den Heeresdienst waren, sich schämten aus dem Hause zu gehen. Damals schrieb Professor Eugen Lühnemann:

„Der Kaiser hat gerufen, durch seine Stimme sprach das Vaterland. Die Freiwilligen strömten herbei, daß die Regimenter sie nicht fassen konnten. Es gab nur einen Schmerz: zurückzubleiben.

Alles wird Soldat, alles wird Heer. Deutschland ist ein einziges Kriegslager, und der Krieg weckt in allen unendliches Leben. Wir haben das Größte erlebt, was Menschen auf Erden erleben können: wie ein Volk ein einziger Gedanke wird und ein einziger Wille, — wie es die Selbstbehauptung seiner Art im Kampfe gegen eine Welt als eine sittliche Pflicht begrüßt und als ein Gebot Gottes!

Die Zeiten des lächerlichen gesellschaftlichen Dünkels sind vorüber. Es gibt kein Mehr und Weniger, kein Höher und Geringer

auf dem Felde, auf dem der Tod uns alle in die gleiche Reihe ruft und seine Posaune donnert: Siegen oder Sterben.

Dies ist das hohe Glück der Stunde: das Leben gewinnt seine Einfachheit wieder. Wir ringen um das Letzte, das allen Reichtum des Lebens erst ermöglicht, um die nationale Existenz. Wohl uns, daß wir die heilsame Vereinfachung unseres Daseins erleben. Der alte Treubund ist neu errichtet zwischen Fürst und Volk. Führe uns Kaiser!

Das äußerliche Jagen nach Besitz und Genuß erfüllte den Markt. Deutschland, das ein Tempel gewesen, schien ganz ein Markt geworden. Nackter Egoismus, Sonderinteressen und Äußerlichkeit überall! — Ein einziger Tag hat all die wüsten Nebel weggeblasen. Es gibt keinen Egoismus, kein Jagen nach dem Genuß mehr, es gibt nur noch Opfersinn. Jeder will alles geben, alles bis zum Tode.

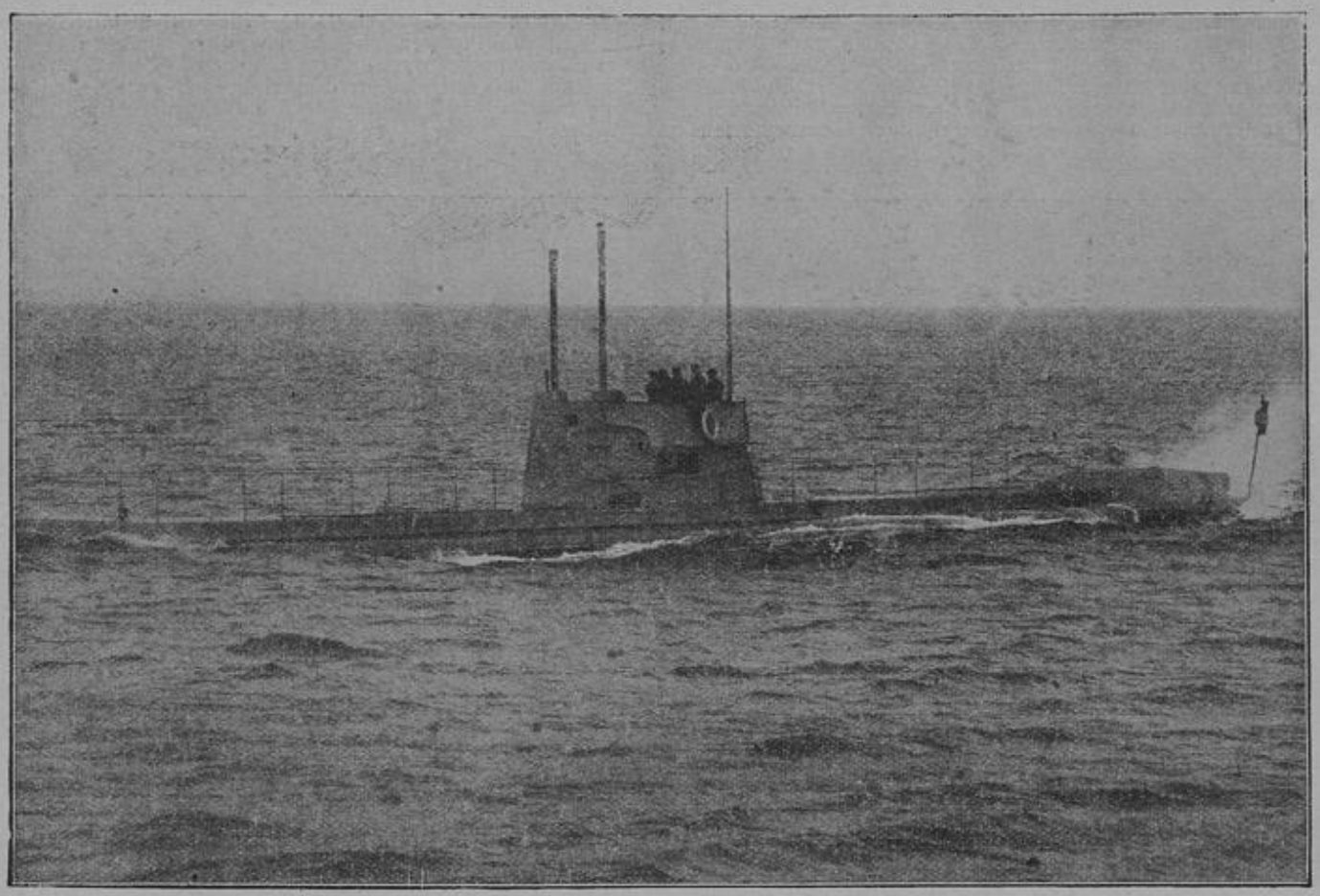
Nie war es eine solche Ehre, ein Deutscher zu sein! Heute wissen wir ganz, um was es geht. Es geht um Sein oder Nichtsein des Deutschtums in der Welt. Das Schicksal der abendländischen Kulturwelt ist in Frage. Wir kämpfen für die Erhaltung des Deutschtums und des deutschen Gedankens auf Erden. Die Schicksalsstunde Deutschlands hat geschlagen! Aber wir führen diesen Kampf nicht nur für uns, wir führen ihn für die ganze Erde. Wir kämpfen für das Recht des Deutschen auf sein persönliches Leben in Freiheit, Tiefe und Ernst. Unser Sieg soll den Menschen die Gewißheit unauslöschlich ins Gewissen schreiben, daß am letzten Ende doch sittliche Mächte die Dinge dieser Welt beherrschen, und daß ein heiliger Wille die Völker in seinen Händen trägt und wägt. Es ist die Sache Gottes, die wir führen, und in Gott ruht unsere Kraft."

Mit einer flammenden Kriegsbegeisterung eilten die Söhne des gesamten Volkes zu den Waffen. Der furor teutonicus, vor dem der eiserne Kanzler vor 26 Jahren die welschen und slawischen Friedensstörer gewarnt hatte, war erwacht und mit ihm die edelsten Tugenden germanischen Geistes, selbstlose Hingabe an die Sache des Vaterlandes, Opferfreudigkeit und hilfsbereite Kameradschaftlichkeit, die ihresgleichen in der ganzen Welt nicht findet. Ausgetilgt waren die trennenden Schranken zwischen den Ständen und Berufsklassen. Weggewischt der Gegensatz zwischen Arm und Reich, Hoch und Gering. In dem Bestreben, einander zu helfen und auszurüsten für den Kampf fürs Vaterland, verschwanden Klassenhaß und Standesdünkel; im grauen Rock des Kaisers waren alle gleich, alle das einige Volk von Brüdern, von der gleichen Begeisterung und der gleichen Entschlossenheit durchglüht, das Vaterland zu verteidigen. Auch die Sozialdemokraten standen hierin andern Parteien nicht nach. Mancher mochte wohl früher erwartet haben, das rote Arbeiterheer würde bei Beginn eines Krieges sich weigern, die Waffen zu ergreifen, aber es wurde von sozialdemokratischer Seite auch nicht der geringste Versuch gemacht, sich der allgemeinen Wehrpflicht zu entziehen. Zu dem opfermütigen Volke gehören auch Millionen von Deutschen, die zu Friedenszeiten der sozialdemokratischen Partei gefolgt waren, die aber jetzt treu mitkämpfen, mitarbeiten und mitdulden im Dienste ihres deutschen Vaterlandes.

Man kann wohl sagen, daß gerade dieser Krieg manches Vorurteil gegen den monarchischen Staat und gegen die bürgerliche Ordnung beseitigt hat. Vieles, was man in Friedenszeit im „Lande des Militarismus" für schwer erträglich hielt, erscheint jetzt in einem ganz anderen Lichte, wo jeder einsieht, daß Deutschland um sein Dasein kämpft. Mancher von den Nörglern, die in Zeitungen und auf Kongressen, auch im Auslande, die Zustände in Deutschland grau in grau malte, hat schon umlernen müssen.

Gleichzeitig mit der vaterländischen Begeisterung setzten neue Bestrebungen für ein reines Deutschtum ein. Es läßt sich nicht leugnen, daß in dem reichgewordenen Deutschland der letzten Jahrzehnte manche bedenkliche Anzeichen einer überreifen Kultur zu sehen waren. Nun wandte man sich mit allem Eifer gegen übertriebenen Luxus, gegen Ausländerei, namentlich in der Kunst und der Mode. Auch für eine größere Sprachreinheit wurde eifrig gekämpft.

So rief der Krieg auf den verschiedensten Gebieten bemerkenswerte Erscheinungen hervor. Die wichtigsten derselben habe ich in einem Werk behandelt, das eben die Presse verläßt: Die Arbeit der Daheimgebliebenen. Übersicht über die Leistungen des deutschen Volkes in der Heimat während des Krieges von 1914/15 (Verlag von August Lax in Hildesheim und Leipzig. 160 Seiten Breit-Oktav. 2 Mark). Es erschien mir nämlich wünschenswert, auch einmal zu zeigen, was die Daheimgebliebenen in dieser großen Zeit auf den verschiedensten Gebieten geleistet haben, im Wirtschaftsleben (Landwirtschaft, Industrie, Gewerbe, Handel und Verkehr), auf dem Gebiete der Fürsorge für die Soldaten, die Verwundeten und die Familien der Krieger, für die Flüchtlinge usw., besonders auch inbezug auf die Sicherung der Volksernährung. Zugleich bot sich hier eine Gelegenheit, so mancherlei Erscheinungen zu verzeichnen, die während des Krieges



Zum U-Boot-Krieg. Deutsches Unterseeboot in voller Fahrt.

in Deutschland zu beobachten waren. So wird dieses Buch hoffentlich einige Beachtung finden und vielleicht auch manchem wackeren Krieger draußen im Feindeslande zur Lektüre erwünscht sein, damit er daraus ersehen kann, wie es in Deutschland auf den verschiedensten Gebieten aussieht. Möchte es aber auch im neutralen Ausland Leser finden, damit man sich dort daran überzeugen kann, was ein unparteiischer Beobachter berichtet.

In dem Buch ist auch Österreich-Ungarn berücksichtigt, soweit dies der Raum zuließ.

Auch in Österreich-Ungarn hat der Krieg das wirtschaftliche Leben bei weitem nicht so sehr geschädigt, wie man erwartet hatte und wie die feindliche Presse im Ausland behauptete. Der infolge der Balkankriege hervorgerufene Niedergang der Konjunktur erwies sich gleichsam als ein Segen, denn man verspürte jetzt die durch den Krieg hervorgerufene Erschütterung des Wirtschaftslebens nicht so sehr, als wenn man in einer Hochkonjunktur gelebt hätte.

Nach der fast völligen Stockung, die der Ausbruch der Feindseligkeiten in wirtschaftlicher Hinsicht mit sich brachte, haben sich auch in der Doppelmonarchie die Gemüter allmählich beruhigt. Als man gewahr wurde, daß selbst ein Weltkrieg das Rad der Entwicklung nicht aufzuhalten vermag, als der Staat mit der Vergebung von Heereslieferungen immer weitere Kreise der Industrie in Anspruch nahm, da brach sich die Erkenntnis durch, wie wenig die anfängliche Verzagtheit berechtigt war. Auch hier paßte sich die Industrie den neuen Verhältnissen nach Möglichkeit an. Insoweit sich die Industrie auch in Friedenszeiten mit der Herstellung von Kriegsmaterial beschäftigt hat, ist die Erhöhung der Leistungsfähigkeit im Rahmen der gewaltigen Bedürfnisse an sich schon eine bedeutende Leistung. Weit bemerkenswerter aber ist die Schnelligkeit und Genauigkeit, mit der Industrien, die mit der Fabrikation von Heeresbedarf auch nicht die mindesten Berührungspunkte hatten, sich auf die Erzeugung neuer Artikel eingerichtet haben. Auch die Art, in der man die mit großen Schwierigkeiten verknüpfte Arbeiterfrage gelöst hat, verdient Anerkennung. Die zahlreichen Einberufungen zur Fahne, die ungeheuren Arbeiterentlassungen hatten zu Beginn des Krieges den Arbeitsmarkt völlig zerrüttet. Heute steht fest, daß die ernstlichen Besorgnisse, die leitende Kreise hinsichtlich der Arbeitslosigkeit erfüllt hatten, zum größten Teil unbegründet waren.

Im allgemeinen bewährte sich auch in Österreich-Ungarn die Kreditorganisation, und wenn auch ein Moratorium eingeführt würde, so hielten manche Fachleute es für überflüssig. Die allerdings etwas spät gegründeten Darlehenskassen wurden verhältnismäßig wenig in Anspruch genommen. Das Reich ist bis zur nächsten Ernte mit Nahrungsmitteln versorgt, und es ist auch in der Lage, der Armee so lange finanzielle Hilfe zu bieten, bis der Krieg sein Ende erreicht.

Über die Einwirkungen des Krieges auf die Volkswirtschaft in Österreich äußerte sich in der Jahresversammlung die Gesellschaft österreichischer Volkswirte der Vorsitzende Freiherr von Plener wie folgt: „Der Krieg hat bisher unsere Volkswirtschaft nicht so tief erschüttert, als man vielfach erwartete. Der Erfolg der Kriegsanleihe war ein günstiges Zeichen der Kapitalskraft des Landes. Die Arbeitslosigkeit ist in Wien nicht viel größer als in normalen Zeiten. Der Opfermut aller Klassen der Bevölkerung ist bewunderungswürdig, ebenso wie der Heldenmut und die Ausdauer unserer Armee. Daher hoffen wir, daß wir einen ehrenvollen Frieden erlangen. Unsere Volkswirtschaft wird sich wieder heben, die Konsumkraft und Erzeugung müssen sich nach einem solchen Kriege wieder heben. Der internationale Handel wird zunächst allerdings geringer werden, nur mit dem Deutschen Reich wird eine handelspolitische Annäherung in irgendeiner Form gefunden werden. Der Krieg hat in überwältigender Weise die Staatsidee über alle Einzelinteressen gestellt und auch auf das politische Gebiet eine Wirkung ausüben müssen. Der Staat und dessen Autorität müssen wieder in den Vordergrund treten. Die alten Interessen der verschiedenen Parteien müssen zurücktreten vor den Bedürfnissen der staatlichen Einheit und des Gemeinwohles. Es ist zu hoffen, daß die großen Opfer eine Wiedergeburt Österreich-Ungarns bringen werden."

Da von den feindlichen Blättern unerhörte Lügen über die wirtschaftliche Lage in Wien verbreitet werden, hat der Wiener Stadtrat beschlossen, allwöchentlich amtliche Mitteilungen über die wahre wirtschaftliche Lage in Wien zu veröffentlichen und sie an die großen Städte des Deutschen Reiches und der neutralen Staaten zu versenden. Schon aus dem ersten Bericht geht hervor, daß von eigentlicher Kriegsnot in Wien nicht viel zu verspüren ist und von Arbeitslosigkeit in ungewöhnlichem Umfange nicht gesprochen werden kann. Die Gemeinde hielt nicht nur alle beschlossenen Arbeiten und Lieferungen aufrecht, sondern nahm auch noch darüber hinaus Vergebungen und Bestellungen vor. Bezüglich Unterstützung der Familien von Eingerückten verweist der Bericht darauf, daß über 80 000 Familien einen Monatsbezug von fast 7 Millionen Kronen erhielten. Die Lebensmittelversorgung Wiens ist vollkommen ausreichend. Im Kleinhandel sind die Lebensmittelpreise nur mäßig gestiegen. Der Bericht erklärt schließlich, daß die Bevölkerung einig und entschlossen sei, den Gang des wirtschaftlichen Lebens aufrechtzuerhalten.

* * *

Deutsche Schützenlinie in Russisch-Polen.

Die tapferen deutschen und österreichisch-ungarischen Heere haben die russische Heereswoge, wie die französischen, belgischen und englischen Truppen in ihrem Vormarsch gegen Deutschland und Österreich-Ungarn aufgehalten und damit eine Tat vollbracht, die nicht nur das Staunen der Zeitgenossen hervorruft, sondern in der Kriegsgeschichte durch Jahrhunderte als ruhmvollste Leistung einer Minderheit gegen eine Überzahl gepriesen werden wird. Gleichzeitig wurde in den Reichen selbst durch kluges Zusammenfassen der bürgerlichen Widerstandskraft der Ausbreitung der sozialen Not eine Schranke gezogen und so dem wirtschaftlichen Verfall erfolgreich entgegengetreten. Wohl vorbereitete soziale Fürsorge schaltete diese Gefahr sowohl in Deutschland, als auch in Österreich-Ungarn vollständig aus. Die staatlichen Unterstützungen für die Familien der Einberufenen, die rechtzeitige Fürsorge für die Beschäftigung der Arbeitslosen, die sorgfältige Ausnützung aller erzeugenden Kräfte im Dienste der militärischen und staatlichen Aufgaben hat die beiden Monarchien vor dem Gespenst einer sozialen und wirtschaftlichen Krisis behütet und die Schrecken und Sorgen des Krieges vermindert, die militärische Leistungsfähigkeit in einem alle Berechnungen übersteigenden Maße gesteigert und vor allem das Zutrauen in die eigene wirtschaftliche und soziale Kraft gefestigt. So hat sich schon jetzt draußen im Felde vor dem Feinde wie in der ganzen bisherigen wirtschaftlichen Betätigung gezeigt, daß man den Worten des Dichters gemäß handeln will:

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken
Wendet kein Elend
Macht dich nicht frei
Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Am Grabe des Freundes.

Ein Heldengrab mit Kreuzlein
Und Helm am Wiesenrand!
Wer mag es sein, der einsam
Die letzte Ruh' hier fand?

Es schreiten müde Krieger
In Scharen wohl vorbei;
Nur einen drängt's, zu schauen,
Wer da begraben sei.

Er nähert sich dem Hügel,
Er sieht den Namenszug,
Und liest mit starren Blicken,
Und liest ... und weiß genug.

Hier schläft sein Trautgeselle
Aus ferner Jugendzeit,
Mit dem er treulich teilte
Der Kindheit Freud' und Leid.

Erinn'rung ziehet leise
Ihn mit sich heimatwärts,
Und süße Bilder fluten
Dem Krieger durch das Herz.

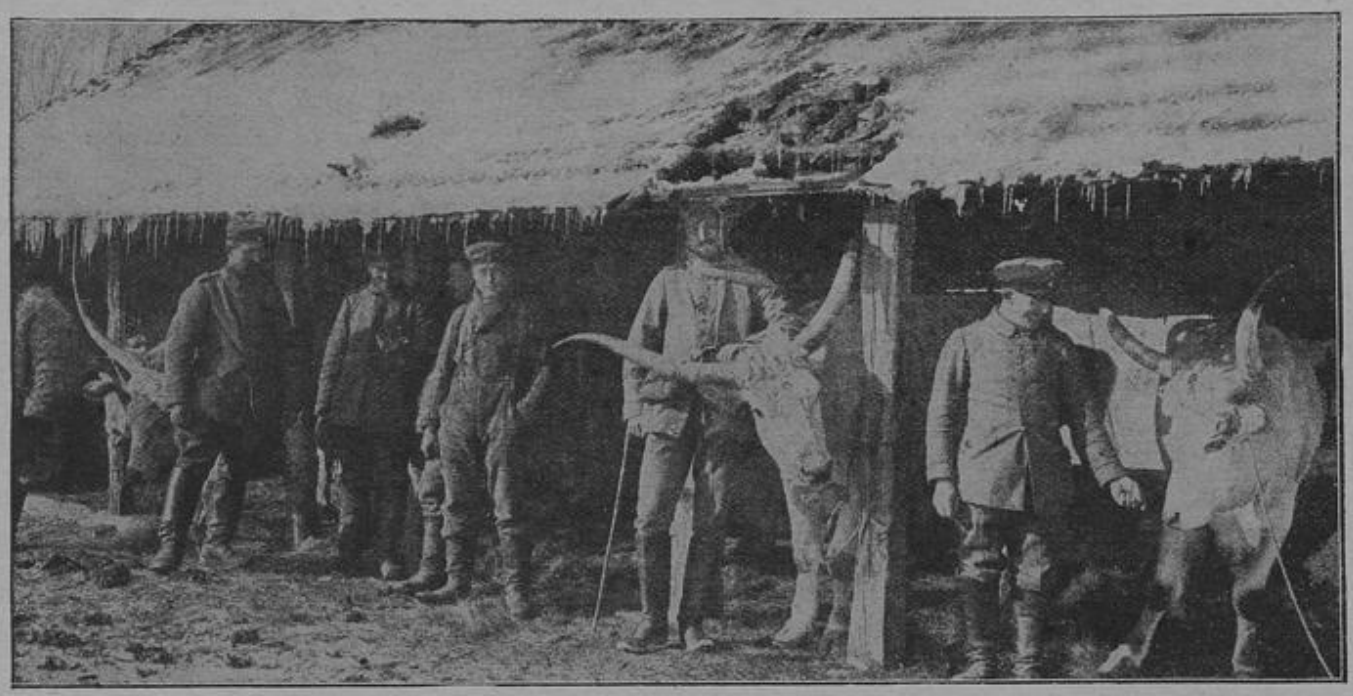
Wie könnt' er dein vergessen? —
Er gibt hier sorglich acht,
Wie einst er schon den Schlummer
Der Kindheit dir bewacht'.

Und auch die treuen Sterne,
Die wollen bei dir sein;
Sie grüßen deinen Hügel
Mit ihrem Zauberschein.

So hell sie niederblicken
Wie auf die Heimatau —
Und spiegeln sich dann heimlich
In deines Grabes Tau.

Drum schlafe wohl, du Teurer!
Schlaf' wohl im Kämmerlein!
Vereinsamt wirst du nimmer
Und nie — vergessen sein.

Denn uns're Lieb' hat Flügel,
Sie kennt nicht nah und fern;
An deiner Schlummerstätte,
Da weilt sie immer gern.



Idyll aus einem Dorf in den Karpathen. Ein Wohnhaus, das als Viehstall benutzt wird.

Wohl zucket noch die Lippe
Vor Weh dem ernsten Mann;
Doch fängt er leis' und linde
Den Freund zu trösten an.

„Hier ruhst im Feindeslande
Du nun so ganz allein, — —
Und doch wirst du nicht einsam
Und nicht vergessen sein;

Die gleiche Strahlensonne,
Die uns daheim beglückt,
Auch dir mit warmem Leuchten
Auf deinen Hügel blickt.

Schenkt sie den Heimatgärten
Auch Edelrosen-Pracht —
Ein schmuckes Heideröslein
Hat dir sie zugedacht.

So schafft sie hüben! — drüben! —
Und abends ruht sie aus. —
Dann tritt am Himmelsbogen
Der Mond aus seinem Haus.

Vielleicht — daß deine Seele
Schon wohnt im ew'gen Licht! —
Ach, dann vergiß die teure,
Bedrängte Heimat nicht!" ...

Erschauernd steht der Krieger.
Sein Blick das Grab umfängt,
Und eine heiße Zähre
Ihm an der Wimper hängt.

Mit rauhen, schwiel'gen Händen
Da streichelt er noch zart
Den Helm — das Kreuz — den Hügel —
Wie ist doch Scheiden hart!

Und leis', wie zu sich selber,
Spricht er im Weitergeh'n:
„Vielleicht, mein Trautgeselle,
Gibt's bald ein Wiederseh'n.

Vielleicht reichst du schon morgen
Dort oben mir die Hand.
Das wär' ein selig Finden
Im ew'gen Vaterland."

V. Petit.

Ernst und Scherz.

Sprüche.

Wie groß du für dich seist:
vorm Ganzen bist du nichtig.
Doch als des ganzen Glied
Bist du als kleinstes wichtig.

•

Ein Optimist freut sich der Rose an den Dornen,
Der Pessimist ärgert sich über die Dornen an den Rosen.

Bismarck über die fremden Amtssprachen. Als Bismarck Minister geworden war, bemerkte er eines Tages mit Unwillen, daß der russische Gesandte in Berlin ihm seine Abhandlungen stets in russischer Sprache schickte. Da bestimmte er, daß alles, was im Ministerium nicht deutsch, französisch, englisch oder italienisch geschrieben sei, unbeantwortet liegen bleiben und zu den Akten gelegt werden solle. Der russische Gesandte schrieb nun einen Antrag nach dem andern, immer auf Russisch. Keine Antwort. Endlich kam er selbst zu Bismarck und fragte, warum denn von seinen Arbeiten keine Notiz genommen würde. „Nanu," sagte Bismarck, „wir haben nicht geantwortet? Auf was denn? Ich habe nichts gesehen von Ihnen!" Der Russe erwiderte, er habe bereits vor vier Wochen eine wichtige Anfrage gestellt und habe in der Folgezeit bereits mehrmals daran erinnert. „Ach, richtig," sagte nun Bismarck, „jetzt besinne ich mich. Unten liegt ein Stoß Aktenstücke in russischer Sprache. Da können wohl Ihre Anträge dabei sein. Unten aber versteht kein Mensch Russisch, und was in einer unverständlichen Sprache ankommt, geht zu den Akten!" — Das half.

Bismarck über das Eiserne Kreuz. Ein Herzog sprach sich 1870 eines Tages im Gespräch mit Bismarck tadelnd über die allzu reichliche Verteilung des Eisernen Kreuzes aus. Der Kanzler aber meinte: „Die Verteilung des Eisernen Kreuzes erfolgt aus zwei Gründen: entweder haben es die damit Geschmückten wirklich verdient, dann läßt sich nichts dagegen sagen; oder es wurde lediglich aus Gründen der Höflichkeit gegeben, wie Euer Hoheit und mir, und dann läßt sich auch nichts dagegen einwenden." Und der herzogliche Tadler verstummte.

Bismarck und der Frankfurter Oberkellner. Zu den Verhandlungen über den definitiven Frieden reiste Bismarck in Zivil nach Frankfurt am Main und stieg dort in seinem altgewohnten Gasthofe ab. Der Oberkellner erlaubte sich die Bemerkung, daß er den Fürsten im schlichten Schwarz beinahe nicht wieder erkannt hätte. „Ja, mein Lieber," entgegnete der Kanzler, „das ist den Herren Franzosen ähnlich ergangen, wie Ihnen: die haben uns auch erst erkannt, als wir die Uniform anhatten!"

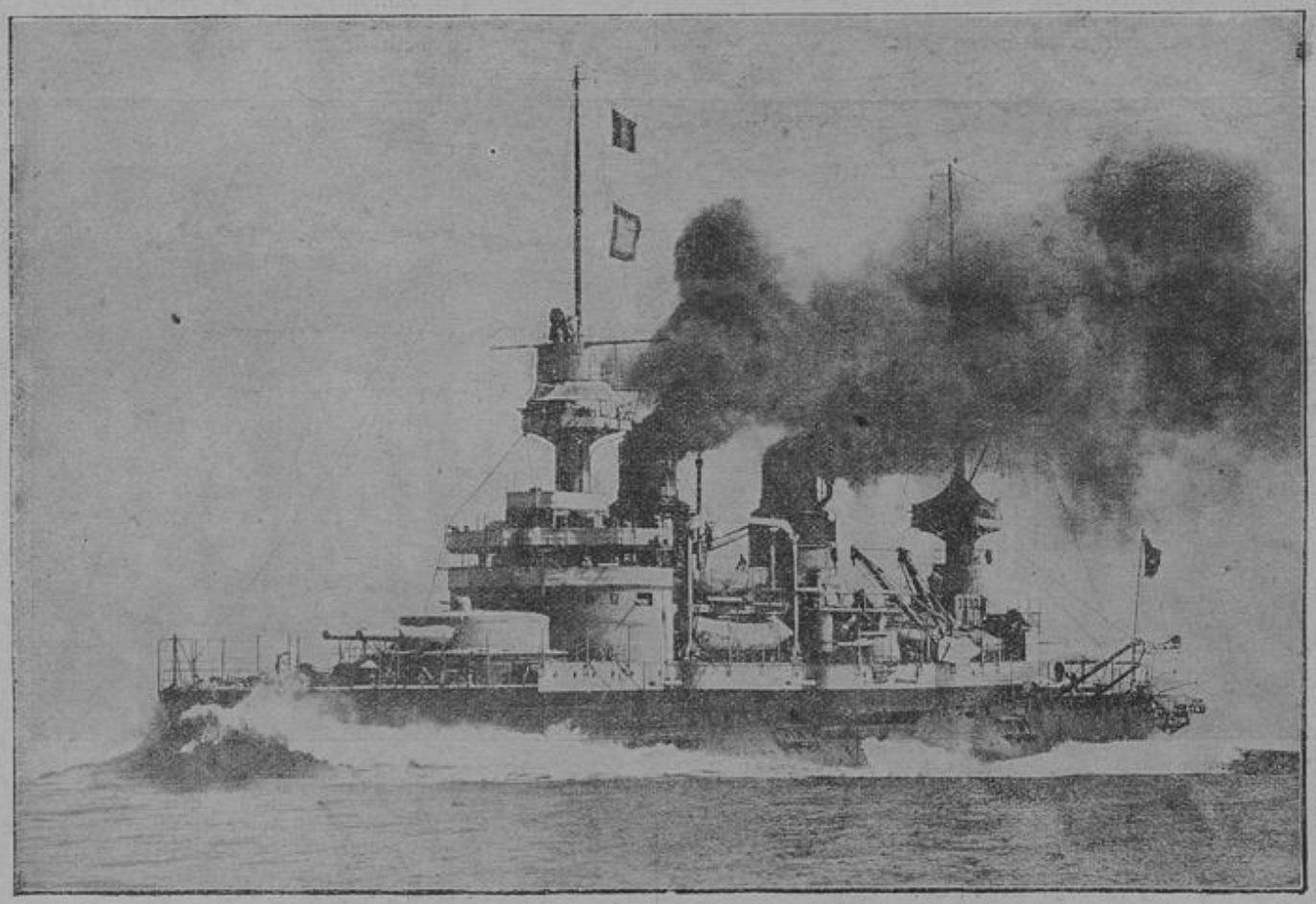
Was sagt Friedrich der Große?

„Seht die vielen Völker alle, die sich wider uns verschworen,
Die vor dünkelhafter Ehrfurcht völlig den Verstand verloren;
Unverzagt nur, meine Helden! Trefft sie mit dem Wetterschlage
Eures Zornes, Eurer Hiebe, daß die Menschheit künft'ger Tage
Diesem Sturmlauf ohnegleichen, diesem Sieg der Minderzahl
Wider eine Welt von Neidern türm ein bleibend Ehrenmal."

Also Friedrich der Große am 29. März 1760 in seiner „Ode an die Deutschen" inmitten des Siebenjährigen Krieges. Ist etwas zuzufügen oder zu ändern?

Bosheit im Schützengraben. Unteroffizier (im Unterstand): „Wie sanft unser Kamerad Krause, im Zivil der Herr Bureauvorstand, am hellen Tage und trotz des Kanonendonners schläft!" — Freiwilliger: „Kein Wunder, es ist ja seine Bureauzeit!"

Mitgefühl. „Höre mal, Max, was Vati schreibt: ‚Drei Wochen lang haben wir uns nicht gewaschen.'" — Maxe: Au fein.



Die türkischen Dardanellenforts haben das französische Schlachtschiff „Bouvet" zum Sinken gebracht.

Rätsel.

Wo kommst du her? — Von weiter Reise,
Genoß auf ihr nicht Trank noch Speise,
Saß eng gedrückt, gebückt in mich,
Und grüße jetzt mit Namen dich;
Doch wer du bist, wer mich gesandt,
Dies alles ist mir unbekannt.
Betrachte meinen Ritterschild,
Vielleicht erkennst du drauf das Bild;
Wo nicht, so brich ihn keck entzwei
Und forsche, wessen Sohn ich sei.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Ausgewachsen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur T. Kellen, Bredeney (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).